Das neue Jesus-Verständnis bei jüdischen Denkern der Gegenwart

Autor(en): **Gradwohl, Roland**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg**

Band (Jahr): **20 (1973)**

Heft 3

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-760517

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ROLAND GRADWOHL

Das neue Jesus-Verständnis bei jüdischen Denkern der Gegenwart*

Es kann sich in dieser Arbeit nicht darum handeln, einen, wenn auch nur rudimentären, Überblick über die zahlreichen Werke zu vermitteln, die von jüdischen Historikern, Religionswissenschaftlern und Schriftstellern über Jesus geschrieben worden sind. Wäre dies der Sinn, so genügte es, beispielsweise das Buch von SCHALOM BEN-CHORIN, Jesus im Judentum (1970), zur Hand zu nehmen. Es findet sich darin ein abgerundeter Tour d'horizon über die einschlägige Literatur zur jüdischen Jesus-Forschung [1]. Unsere Aufgabe sehen wir darin, wesentliche Begebenheiten aus Jesu Leben herauszustellen und von verschiedenen Thesen jüdischer Autoren aus anzuleuchten. Es muß uns dabei genügen, einige Hauptgedanken zu verdeutlichen und dadurch zu zeigen, daß jüdische Menschen sich ernsthaft um ein adäquates Verständnis der Problemkreise bemühen.

Beginnen wir mit der *Persönlichkeit Jesu*. In seiner Schrift «Zwei Glaubensweisen» (1950) [2] hat MARTIN BUBER die folgenden bekannten und oft zitierten Worte geschrieben: «Jesus habe ich von Jugend auf als meinen großen Bruder empfunden. Daß die Christenheit ihn als Gott und Erlöser angesehen hat und ansieht, ist mir immer als eine Tatsache von höchstem Ernst erschienen, die ich um seinet- und um meinetwillen zu begreifen suchen muß ... Mein eigenes brüderlich aufgeschlossenes Ver-

* Es handelt sich um die leicht bearbeitete Fassung eines Referats, das im Wintersemester 1972/73 in der Theologischen Ringvorlesung der Universität Freiburg (Schweiz) gehalten wurde.

[1] Sehr lehrreich ist auch das früher erschienene Buch von GERHARD JASPER-BETHEL: Stimmen aus dem neureligiösen Judentum in seiner Stellung zum Christentum und zu Jesus (1958).

[2] Werke (3 Bde.), I: Schriften zur Philosophie (1962), S. 657.

hältnis zu ihm ist immer stärker und reiner geworden, und ich sehe ihn heute mit stärkerem und reinerem Blick als je. Gewisser als je ist es mir, daß ihm ein großer Platz in der Glaubensgeschichte [3] Israels zukommt und daß dieser Platz durch keine der üblichen Kategorien umschrieben werden kann». Bruder Jesus – die totale Wandlung des jüdischen Jesus-Bildes ist in dieser Benennung angetönt. Jesus ist nicht mehr der Ausgestoßene und Angefeindete, der im Ehebruch von Maria mit dem römischen Söldner Pandera gezeugte Sohn, wie ihn zum Beispiel das vermutlich im 12. Jahrhundert als Reaktion auf die Verfolgungen der Juden während der Kreuzzüge entstandene Buch Toldot Jeschu (Geschichte Jesu) [4] sieht. Jesus ist der Bruder, der wie die Millionen anderer jüdischer Märtyrer für seinen Glauben leidet und in den Tod geht. Wer die Weiße Kreuzigung MARC CHAGALLS (1938) einmal gesehen hat, wird die Faszination, die von diesem Gemälde ausgeht, nicht mehr los. Um das Kreuz, an dem Jesus, den Tallit (Gebetsmantel) um die Lenden gehüllt, angenagelt ist, sind Szenen aus dem jüdischen Martyrium zu sehen: erschlagene Juden, zerstörte Behausungen, in Brand gesteckte Synagogen und brennende Thora-Rollen, Menschen, die auf einem Boot vor den hereinstürzenden Soldaten zu entfliehen suchen ... Jesus ist zum Bruder geworden, zum Prototyp des leidenden und verfolgten Juden. Es ist darum kein Zufall, daß die Ideologen des Dritten Reiches alles daran setzten, Jesus aus seiner jüdischen Volkszugehörigkeit zu lösen. THEODOR PUGEL [5] wirft 1937 die Frage auf: «War Christus ein Jude oder ein Arier?», und er antwortet: «Der Christenglaube lehrt, daß Christus als Gottes Sohn und Erlöser der Menschheit schon wegen seiner wunderbaren vaterlosen Zeugung *über* den Nationen steht und daher nicht als Rassejude gewertet werden kann ... Christus, der den Juden gegenüber eine fremde Geisteswelt im Sinne einer allumfassenden Liebe offenbarte, wurde von den Juden als Galiläer verachtet. Diese Verachtung war letzten Endes rassisch begründet; die Galiläer waren nämlich keine Rassejuden und, wie wir heute wissen, vielfach Arier ...» Pugel steht mit seinem Unsinn, den er theologisch untermauern und rassisch auszuwerten sucht, nicht allein da. Schon im Jahre 1900 wollte der berüchtigte Antisemit HOUSTON ST. CHAMBERLAIN [6] «beweisen», daß Jesus arisches Blut besaß, und 1906

[3] Unter «Glaubensgeschichte» versteht Buber «die Geschichte des uns bekannten Anteils Israels daran, was zwischen Gott und Israel geschehen ist».

[4] BEN-CHORIN, op. cit., S. 8 f.

[5] Antisemitismus der Welt in Wort und Bild (1937), S. 45.

[6] Grundlagen des 19. Jahrhunderts (1900).

trat Pastor H. MONNIER [7] in seine Fußstapfen [8]. Symptomatisch ist es für die Rassentheorie, daß Jesus nicht nur abstammungsmäßig, sondern auch in seiner äußeren Gestalt arisiert wurde. 1934 erklärte der Nazi-Ideologe ALFRED ROSENBERG: «Schon fast alle Maler Europas haben das Gesicht und die Gestalt Jesu aller jüdischen Rassenmerkmale entkleidet. So verzerrt durch Lamm-Gottes-Lehren sie auch ihren Heiland malen mußten, bei allen Großen des nordischen Abendlandes ist Jesus schlank, hoch, blond, steilstirnig, schmalköpfig. Auch die großen Künstler des Südens haben für einen krummnasigen, plattfüßigen Heiland kein Verständnis gehabt» [9]. Gewiß haben die Nazigrößen auch den entjudeten Jesus nicht wirklich als ihren Christus verehrt. Wie wären sie sonst fähig gewesen, die «allumfassende Liebe» zu zertreten! Ihre tendenziösen Vernebelungsversuche neutestamentlicher Fakten [10] sind indessen bezeichnend für ihre Taktik. In Wirklichkeit war Jesus Jude, Volljude, auch wenn er aus Galiläa stammte, und keiner hat sein Jude-Sein mehr betont als Jesus selbst. Sogar von König David will er seinen Stammbaum herleiten. HANS JOACHIM SCHOEPS hat gezeigt [11], daß die Bezeichnung Ben David (Sohn Davids) nicht bloß als Messias-Titel, sondern, aufgrund der Ahnentafeln bei Markus und Lukas, als Sippennachweis anzusehen ist. Noch mehr: Jesus ist der gläubige, zutiefst fromme Jude [12]. Der jüdische Schriftsteller ANDRÉ SCHWARZ-BART hat ihn in seinem Roman «Der Letzte der Gerechten» (1959) als solchen charakterisiert: «Ich war in ihren Kirchen, ich habe ihre Evangelien gelesen; weißt Du, wer der Christus war? Ein einfacher Jude wie dein Vater, eine Art von Chassid ... Glaube mir doch, und ich möchte wetten, daß sich die beiden gut verstanden hätten; denn er war wirklich ein guter Jude, weißt Du, in der Art des Baal Schem Tov [13] – ein Barmherziger, ein Sanfter.» Jesus wird hier nicht bloß als Jude, sondern als ein vom Glauben besonders ergriffener Jude gesehen, der schlicht und gottgefällig sein Leben lebt. Wie ANDRÉ SCHWARZ-BART hat auch SCHALOM BEN-CHORIN, der sich

[7] Die historische Mission Jesu (1906).

[8] Zitiert bei PINCHAS E. LAPIDE: Ökumene aus Christen und Juden (1972), S. 90 f.

[9] Zitiert bei RUDOLF PFISTERER: Von A–Z (1971), S. 179.

[10] Beispiele bei LAPIDE, op. cit., S. 92 f.

[11] Jesus, in: Die großen Religionsstifter und ihre Lehren (1954), S. 62.

[12] Vgl. die Ansicht des berühmten evangelischen Bibelexegeten J. WELLHAUSEN (Einleitung in die drei ersten Evangelien, 1905, S. 113): «Jesus war kein Christ, sondern Jude. Er verkündete keinen neuen Glauben, sondern er lehrte, den Willen Gottes zu tun ...»

[13] Begründer des Chassidismus im 18. Jahrhundert.

seit Jahrzehnten mit Jesus und dem Christentum beschäftigt, einmal geschrieben: «Wo ist der Platz des Jesus von Nazareth? – Nicht unter den Propheten, nicht unter den Apostaten und nicht unter den großen Gesetzeslehrern. Sein Platz ist an der Seite jener, welche die Revolution des Herzens in Israel vollzogen, an der Seite des Rabbi Israel Baal Schem und der anderen großen Führer des Chassidismus. Dort ist der Platz des Rabbi von Nazareth und derjenigen seiner Schüler, die ihn 'im Fleische kannten'» [14]. Damit ist die sogenannte «Heimholung Jesu ins jüdische Volk» vollzogen. Er ist nun nicht mehr der Fremde, sondern der wirklich Dazugehörende. Und nicht zufällig hat wiederum SCHALOM BEN-CHORIN – in Anlehnung an MARTIN BUBER – einem seiner letzten Bücher über Jesus den Titel «Bruder Jesus» (1970³) gegeben. Jesus wird in letzter Konsequenz als «Gestalt der jüdischen Geschichte» (KASTEIN) [15] betrachtet und gedeutet.

Bei alledem darf freilich der entscheidende *Unterschied zum christlichen Glauben* nicht verkannt werden. Für den Juden ist Jesus ein Mensch, wohl ein außergewöhnlicher und besonders tugendhafter, aber immer ein Mensch. In LEO BAECKS Formulierung: «Er war, nach allem, was wir wissen und hören, ein Mann von großer Eigenart, ein Mann, in dem sich Weisheit des Denkens, Kraft des Hoffens und eine Anmut des Wesens miteinander vereinten» [16]. Er war vielleicht, wie BUBER meint, ein verborgener Gottesknecht [17], der wie der deuterojesajanische Gottesknecht (Jes 53) Leiden und Sterben um der anderen Menschen willen auf sich nahm. Nie jedoch wird er vom Juden – weder einst noch heute – als Messias, d. h. als der Christus, der gesalbte Friedensfürst, noch als der «eingeborene Sohn Gottes» und dann – in der Trinität – als Teil der Dreieinigkeit bezeugt. Über diesen den Juden vom gläubigen Christen trennenden Graben ist nicht hinwegzusehen. Jesus ist nicht der Erlöser, weil der Friede nicht eingekehrt, die Welt nicht erlöst ist. Das jüdische Messias-Verständnis, das ist «die Idee der absoluten Zukunft» (BUBER) [18], wurzelt in den biblischen Verheißungen, vor allem im zweiten Kapitel Jesaias. Solange die Schwerter nicht in Pflugscharen, die Speere nicht in Winzermesser umgeschmiedet sind und das Kriegshandwerk von keinem Volke mehr erlernt wird, solange ist die Welt nicht am messianischen

[14] Aus Tiefen rufe ich. Biblische Gedichte (1966), S. 58 ff.
[15] Eine Geschichte der Juden (1934), S. 203.
[16] Judentum – Christentum – Islam (Vortrag, 1956), S. 5.
[17] Werke I, S. 657.
[18] Der Jude und sein Judentum (1963), S. 41.

Friedensreich, am malchut schamajim, am «Königreich des Himmels» – das «bedeutet nicht Himmelreich, sondern das Königtum Gottes, das sich an der ganzen Schöpfung erfüllen und sie so vollenden will» (BUBER) [19] – angelangt. Nur eine totale, nicht eine partielle Befriedigung ist Kennzeichen des Anbruchs eines neuen Äons. Denn dieses malchut schamajim ist ein Reich von *dieser* Welt, nur *in* dieser Welt realisierbar. Zum anderen ist festzuhalten, daß die Menschwerdung Gottes, d. h. das Eingehen Gottes in einen Menschen, der sich durch die Doppelnatur «ganz Mensch – ganz Gott» auszeichnet, vom Juden nicht geglaubt werden kann. Gott und Mensch treten einander gegenüber, finden sich in der vollkommenen Ich-Du-Beziehung, werden – angedeutet durch den Abraham-Bund – Partner, Bundesgenossen. Nie aber wird die wesenhafte Kluft überbrückt, nie wird Geschaffenes zum Schöpfer, noch der Schöpfer zum Geschaffenen. Ein vergöttlichter Mensch ist ebenso undenkbar wie ein vermenschlichter Gott.

Jesus selbst scheint übrigens von seiner *Messianität* zu Beginn nicht gänzlich überzeugt gewesen zu sein. In der Befragung zu Cäsarea-Philippi will er wissen: «Wer, sagen die Leute, daß ich sei? Sie antworteten und sprachen: sie sagen, du seiest Johannes der Täufer. Etliche aber, du seiest Elia, etliche aber, es sei der alten Propheten einer auferstanden. Er aber sprach zu ihnen: wer sagt ihr aber, daß ich sei? Da antwortete Petrus und sprach: du bist der Christus Gottes! Und er bedrohte sie und gebot, daß sie das niemand sagten ...» (Lk 9.18–21; Mt 16,13–20). Jesus bedrohte sie, weil weder Ort noch Zeit für sein Heraustreten aus der Verborgenheit günstig waren. Daß er die Frage überhaupt stellte – und es handelte sich weiß Gott nicht um eine Examensfrage – zeigt, nach BEN-CHORIN [20], «die Verwirrung eines Menschen, der, tief in das Abenteuer des Glaubens verstrickt, die Frage nach seiner eigenen Existenz und ihrem Geheimnis stellt». Er erfährt aus dem Munde seiner Schüler, daß von seiner Persönlichkeit ein Charisma ausgeht. Aber er ist unsicher darüber, ob er zu Recht als Christus Gottes angesehen wird. Eindeutig hat sich Jesus nicht festgelegt, selbst dann nicht, als er während der Untersuchung vor dem Hohepriester Kaiphas vor dem Prozeß gefragt wird: «Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?» (Lk 22,66–68; vgl. Mt 26,63 f., wo er beschwörend gefragt wird: «Bist du der Messias, der Sohn Gottes?»). Jesus weicht aus und bezeichnet sich als «Menschen-

[19] Der Jude und sein Judentum, S. 194.
[20] Bruder Jesus, S. 132.

sohn». Und als Pilatus wissen will: «Bist du der König der Juden? Bist du der Messias?», legt er sich wiederum nicht fest und spricht: ata amarta, *du* sagst es (sc. nicht ich! Die Betonung: du *sagst* es, ist freilich nicht ausgeschlossen). LAPIDE [21] meint, auf die Frage: «Hat sich Jesus selbst als Messias verstanden und als solcher verkündet?» sei zu entgegnen: «Die ehrliche, textgetreue Antwort ist einfach: Nein». LAPIDE zitiert eine Reihe christlicher Theologen, unter ihnen ERNST KÄSEMANN [22], die die Annahme eines «messianischen Selbstverständnisses» ablehnen. Wenn man allerdings Mk 9,11–13 und Mt 17,13 betrachtet, vermeint man herauszuhören, daß Jesus von seiner möglichen Messianität mehr als bloß vage Vorstellungen besessen hat. Nur wollte er sich nicht in Cäsarea Philippi, einem unbedeutenden Ort im nördlichen Zipfel des Landes, sondern in Jerusalem offenbaren. Dort bekennen ihn seine Anhänger und rufen ihr Hosianna (Mk 11,10; Mt 21,9).

Wenn er sich also im Laufe seines Lebens auch als den Messias, den das Gottesreich herbeiführenden Gottgesandten gesehen haben mag, als Gott selbst hat er sich, so meinen alle jüdischen Leben-Jesu-Forscher, sicher nicht gesehen. Jesus stand auf dem Boden der jüdischen Lehre, die er wohl erfüllen, aber nicht aufheben wollte [23]. Denn diese Lehre (= Thora) ist erfüllbar, «und zwar nicht dem Wortlaut allein nach, sondern in den Urabsichten ihrer Offenbarung» [24], doch ist ihre Erfüllung, ihr Voll-Werden, nicht einmalig, sondern in stets neuer Aktualisierung zu erstreben. Nach der jüdischen Lehre ist der Messias ein Mensch aus Fleisch und Blut, der geboren wird und wieder stirbt. Selbst wenn aufgrund der Stelle im Danielbuch (7,13) Jesus auf die Frage des Kaiphas nach der Messianität antwortet: «Ich bin's, und ihr werdet den Sohn des Menschen sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen mit den Wolken des Himmels» (Mk 14,62), so ist nicht zu übersehen, daß der aus den Wolken kommende Menschensohn noch lange nicht Gott ist [25]. In der Frage des sogenannten «Vergottungsprozesses» scheidet sich das christliche Glaubensbekenntnis, das Jesus die Doppelnatur «ganz Mensch

[21] Op. cit., S. 48 f.

[22] Das Problem des historischen Jesus; Exegetische Versuche und Besinnungen Bd. I (1960), S. 187 f.

[23] GÜNTHER HARDER: Jesus und das Gesetz (Matthäus 5, 17–20) in: Antijudaismus im Neuen Testament? Exegetische und systematische Beiträge (ed. W. ECKERT – N. P. LEVINSON – M. STÖHR, 1967), S. 105 ff.

[24] BUBER: Der Jude und sein Judentum, S. 708.

[25] Vgl. FRANZ VON HAMMERSTEIN: Das Messias-Problem bei Martin Buber (1958), S. 51.

– ganz Gott» zuerkennt, vom jüdischen Absolutheitsgedanken der göttlichen Einheit.

Ein weiterer, viel besprochener Fragenkomplex behandelt die Haltung Jesu zur jüdischen Tradition, zum jüdischen *Gesetz* und zu seinen Interpreten, den *Pharisäern* und *Sadduzäern*. Von den Essenern, die wohl mit den Leuten von Qumrân zu identifizieren sind, ist nicht zu reden, weil diese Gruppe ganz andere Wege gegangen ist und die Gesetzesinterpretation nicht wesentlich beeinflußt hat. Daß Jesus zu den Leuten von Qumrân Verbindungen besaß, ist zwar öfters behauptet [26], jedoch nie eindeutig bewiesen worden. Er war sicher kein Essener [27]. Es mag aber sein, daß er über Johannes den Täufer, der ihnen vielleicht angehörte, ihre Gedanken kennenlernte. Wenn er in der Bergpredigt (Mt 5,43) erklärt: «Ihr habt gehört, daß gesagt ist: du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen», so kann er sich nicht auf die hebräische Bibel stützen, wo nirgends der Feindeshaß gefordert ist, sondern höchstenfalls auf qumrânische Ideen. In Qumrân wurde eine scharfe Abgrenzung zwischen Freund und Feind angestrebt (vgl. «Sektenregel»).

Zum Thema haben sich eingehend u. a. die folgenden Gelehrten geäußert: Neben Joseph Klausner [28] und Simon Dubnow [29], den beiden bedeutenden Historikern, auch der israelische Soziologe und Bibelexeget Jecheskel Kaufmann [30]. Dann Hans Joachim Schoeps [31], Schalom Ben-Chorin [32] und Pinchas E. Lapide [33].

Seit R. Travers Herford sein berühmtes Werk «Das Pharisäische Judentum» (1913) geschrieben hat, muß man die Rolle dieser bedeutendsten Gruppe innerhalb des damaligen Israel in neuem Lichte sehen [34]. Die Pharisäer waren nicht «pharisäisch», könnte man sagen. Das heißt, sie haben nicht in kleinlichem Denken und in enger Schriftauslegung jedem Buchstaben einen Sinn abgewinnen wollen und dabei

[26] Johannes Lehmann: Jesus-Report (1970).

[27] Schoeps, op. cit., S. 66.

[28] Jesus von Nazareth (1930), S. 373 ff.

[29] Weltgeschichte des jüdischen Volkes. 10 Bde, II, (1925), S. 143 ff.; 531 ff.

[30] Gola wenechar (hebr.). 2 Bde, I (1929), S. 347 ff.

[31] Op. cit., S. 75 ff.

[32] Jesus im Judentum, S. 57 ff. Paulus. Der Völkerapostel in jüdischer Sicht (1970), S. 60 ff.

[33] Op. cit., S. 132–141.

[34] Ein wichtiger Beitrag ist letzthin von Clemens Thoma erschienen: Der Pharisäismus, in: Literatur und Religion des Frühjudentums, (ed. J. Maier-J. Schreiner, 1973), S. 254–272. Sehr ausführlich wird das pharisäische Judentum von Louis Finkelstein, The Pharisees, 2 Bde (1966), behandelt.

das Entscheidende der Legislation verkannt. Gewiß gab es unter ihnen Scheinheilige und Frömmler – in welcher Gemeinschaft gäbe es sie nicht! – und der Talmud selbst, jenes gigantische Sammelwerk jüdischer Tradition, hat beißende Kritiken überliefert, die von ihren pharisäischen Kollegen an ihnen geübt worden sind. So heißt es zum Beispiel: «Es gibt siebenerlei Pharisäer ..., der schlagende Pharisäer, der in übertriebener Bescheidenheit die Füße aneinander schlägt. Der blutlassende Pharisäer, der ... die Wände mit Blut beschmutzt (weil er, aus Scheu, eine Frau zu sehen, mit geschlossenen Augen einhergeht und mit dem Kopf gegen die Wand stößt) ... Der Pharisäer aus Furcht, wie Hiob, der Pharisäer aus Liebe, wie Abraham» [35]. Nur der Pharisäer aus Liebe entspricht dem Frömmigkeitsbild des Talmuds. Daher gilt für ihn: «Fürchte dich nicht vor den (echten) Pharisäern und nicht vor denen, die nicht Pharisäer sind, sondern nur vor den Gefärbten, die den Pharisäern gleich scheinen, die die Werke Simris tun und den Lohn des Pinchas fordern». [36] Wenn Jesus die Pharisäer aufs Korn nimmt, dann nicht die Pharisäer schlechthin, – sehr wahrscheinlich gehörte er selbst dieser Partei an [37] – sondern nur jene, die ihren Glauben nicht wirklich ernstnahmen. SCHOEPS trifft das Richtige, wenn er meint [38]: «Die Pharisäer waren nicht nur die Männer des religiösen Fortschritts, sie waren auch die Vertreter der echten Frömmigkeit. Über das, was die Pharisäer zu Zeiten Jesu wollten, sind so haarsträubend falsche und verzerrte Vorstellungen verbreitet, daß dies ausdrücklich gesagt werden muß. Mit Engherzigkeit, Selbstgerechtigkeit, Dünkel haben die Pharisäer nichts zu tun. Ihre Intention zielt genau auf das Gegenteil: auf echten Glauben. Schon ihr Name zeigt das. Die Pharisäer, die Peruschim, sind die Abgesonderten, die von aller Unreinheit Abgesonderten, die Gemeinde der Heiligen, die ernst machen mit dem Bibelwort: 'Ihr sollt euch heiligen und heilig sein. Ihr sollt Peruschim sein'.» Es versteht sich, daß Jesus jene Menschen an den Pranger stellt, mit denen er in Kontakt steht, deren verfehlte und heuchlerische Lebensweise er täglich beobachten konnte (Mt 23, 1–12). Hätte er in der Schweiz gewohnt, so wären die Schweizer Gegenstand seiner Kritik geworden, und es wäre ebenso falsch und ungerecht, wenn man den Namen Schweizer synonym mit „Frömmler" und „Heuchler" verwenden würde.

[35] Bawli Sota 22b. Vgl. Jer. Berachot IX 14b und Sota V 20c.
[36] Bawli Sota ib.
[37] KASTEIN: op. cit., S. 215. BEN-CHORIN: Jesus im Judentum, S. 59.
[38] Op. cit., S. 64.

Die wahrhaften Pharisäer waren zweifellos von einem Gefühl der Verantwortung der Tradition gegenüber getragen. Sie waren Erben der Überlieferung, gleichsam die Nachfolger der Propheten. Ihr Bemühen ging dahin, die Gesetze stets von Neuem zu interpretieren und mit den Forderungen der Zeit in Einklang zu bringen. Zwischen dem Leben und dem Gesetz sollte keine Diskrepanz bestehen. Das Leben sollte zwar dem Gesetz unterstellt und von diesem geleitet, aber nicht abgewürgt werden. Die Lehre, die Thora, mußte eine torat chajim, eine Thora des Lebens sein. Und das konnte sie nur, wenn nach streng festgelegten hermeneutischen Regeln der Schriftdeutung aus dem alten Bestand der Gesetze organisch neue hergeleitet wurden. Jesus selbst war mit diesen Absichten vertraut. Er opponierte nicht prinzipiell gegen sie, aber er trat ihnen hin und wieder entgegen. Wichtig ist die Feststellung, daß Jesus das jüdische Religionsgesetz in keiner Weise aufzuheben suchte. Bei Matthäus (5,17) finden wir das Wort: «Denket nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; nicht aufzulösen bin ich gekommen, sondern zu erfüllen.» Gleichwohl wird es zwischen Jesus und den übrigen Pharisäern Spannungsmomente gegeben haben. Wo lagen sie? Wie Hillel, der etwa fünfzig Jahre *vor* ihm gelebt hat, sieht Jesus im Gebot der Nächstenliebe den zentralsten Gedanken der hebräischen Bibel. Der Satz von der Liebe zum Mitmenschen findet sich im dritten Mosebuch (19,18), wobei das Liebesgebot sich nicht nur auf den Juden, sondern auch auf den Fremden erstreckt (vgl. ib. Vers 33). Und wir wissen, daß die Thora eine Fülle sozialer Vorschriften enthält. Jesus kann sich von den Pharisäern nicht dadurch abgegrenzt haben, daß – wie so oft behauptet wird – die Pharisäer die kultischen Gesetze mehr beachteten als die sozialen, wogegen Jesus nur die Erfüllung mitmenschlicher Satzungen gefordert hätte. Auch nicht darin kann die Abgrenzung bestanden haben, daß Jesus der Werkgerechtigkeit entgegengetreten wäre. Auch die Pharisäer lehnten sie ab. «Seid nicht wie Diener, die ihrem Herrn dienen, um Lohn zu empfangen, sondern wie Diener, die ihrem Herrn auch ohne Lohn dienen wollen» (Sprüche der Väter, I 3) [39].

Was Jesus wohl im Gegensatz zu einem Großteil der pharisäischen Schriftgelehrten angestrebt hat, ist die Lösung vom Buchstaben des

[39] Vgl. HERMANN COHEN: Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums (1919), S. 408: «Die Devise des Gesetzes ist der Wahlspruch der Mischna, die in die Liturgie aufgenommen worden ist: 'Alle deine Handlungen seien eigentlich zum Namen Gottes.' Der Name Gottes ist das einzige Ziel der menschlichen Handlung.»

Gebots und die Hinwendung zu seinem eigentlichen Sinn. Der *Geist* soll über der Form stehen! Daher rührt seine Strenge in der Frage des Ehescheidungsrechts (Mt 19,1–9), wo er die Ehescheidung generell ausschließt, «weil Gottes Wille gerade auf die Eheschließung und nicht die Ehescheidung geht; über letztere habe Moses nur wegen der menschlichen 'Herzenshärte' Bestimmungen vorgesehen» (SCHOEPS) [40]. Auch im Sabbatkonflikt (Mk 3,4) und in der Frage der Reinheitsgesetze (Mk 7,1–23) will Jesus zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem unterschieden wissen [41]. Jesus erkennt Rangunterschiede, er betont die Bedeutung sozialer Bestimmungen und gibt ihnen den Vorrang vor den kultischen, wenngleich er die Speise- und Reinheitsvorschriften weder ändern noch aufheben möchte [42]. SCHOEPS betont zu Recht [43]: «Jesus wollte das Gesetz erfüllen und war daher nicht ... auf dem Weg zu einer neuen eigenen Halacha oder zur Reformation des Gesetzes durch Änderungen bzw. Streichungen. Die von ihm vertretene Ethik ist eine eschatologische Größe, Interpretation des reinen Willen Gottes, wie er im kommenden Reich wirklich werden wird [44].

Es ist überaus interessant, daß auch im heutigen Judentum die Frage der absoluten, zeitlosen Verbindlichkeit der Gesetze immer wieder aufgerollt wird. Um den Beginn des 19. Jahrhunderts ist in Deutschland die liberal-religiöse Bewegung entstanden, die unter anderem diese Verbindlichkeit entschieden abgelehnt hat. Das Religionsgesetz wurde überprüft, und nur jene Partien wurden als gültig erachtet, die mit dem ethischen Empfinden nicht kollidierten. Als Kriterium dieser kritischen Betrachtungsweise galt das Standhalten vor der intellektuellen Kontrolle. Was dem Verstand und dem Herzen widersprach, wurde aus dem täglichen Pflichtenkodex eliminiert. Gewiß ging man beim Reinemachen gelegentlich zu weit und holte in späteren Jahren Praktiken wieder zurück, die man zuvor ausgeschieden hatte. Doch die Grundtendenz, nämlich die stete Überprüfung des alten Traditionsgutes, blieb erhalten und besteht auch heute noch [45]. In diesem Lichte besehen, überdeckt sich Jesu Bemühen um den Kern der Gesetze, um ihre eigentliche durch

[40] Op. cit., S. 79.

[41] SCHOEPS, op. cit., S. 80–84.

[42] KLAUSNER, S. 515.

[43] Op. cit., S. 84 (Nr. 4).

[44] Vgl. LAPIDE, S. 139, der «die Indizienbeweise für Jesu lebenslange Thora-Treue» zusammenstellt.

[45] ROLAND GRADWOHL: Progressives Judentum, in: Religiöse Strömungen im Judentum heute (1973), S. 32 ff.

die Form oft verhüllte Intention, mit der Zielsetzung des liberalen Judentums. Es überrascht nicht, daß ein Mann wie BEN-CHORIN, der ein Wortführer dieser Richtung ist, diese Übereinstimmung ausdrücklich betont [46]. Und auch HANS JOACHIM SCHOEPS, ein Schüler LEO BAECKS, eines der bedeutendsten geistigen Führer des liberalen Judentums in unserem Jahrhundert, meint: «... der Extrakt dieser Kritik ... hat seine Aktualität noch nicht verloren, ja erst in heutiger Zeit für *den* Teil der Judenheit wiedergewonnen, der das Gesetz nicht mehr als rabbinisches Gewohnheitsrecht ausübt, sondern als Anruf und Forderung Gottes an Israel je und je neu erfährt» [47].

Wir verstehen nunmehr auch die in der Bergpredigt (Mt 5–7; Lk 6, 20–49) oft wiederkehrende Wendung: «Ihr habt gehört, daß gesagt ist» – «ich aber sage euch». Jesus wendet sich nicht gegen das Gesetz schlechthin, sondern nur gegen seine Verengung. Nicht daß er sich mit seinem «ich aber sage euch» eine Vollmacht zur Gesetzesentscheidung herausnimmt, erhebt ihn über die pharisäischen Meister heraus, weil auch diese von ihrer Legitimation überzeugt gewesen sind [48]. Vielmehr ist es die viel freiere, ungebundenere Art der Lehrmethode, die Jesus von vielen seiner Zeitgenossen unterscheidet und ihn fürwahr in die Nähe mancher heutiger Rabbiner rückt.

Bei alledem darf nie außer acht gelassen werden, daß Jesus von pharisäischem Gedankengut geprägt war, was nicht zuletzt seine Parabeln und Gleichnisse, die unzählige Parallelen in der talmudischen Literatur besitzen, nahelegen [49].

Haben wir bisher bloß auf die Konfrontation Jesu mit Pharisäern hingewiesen, so soll in Kürze abgeklärt werden, ob er sich auch mit den Sadduzäern auseinandergesetzt hat. Im Gegensatz zu den Pharisäern, die sich vornehmlich aus dem Mittelstand rekrutierten, gehörten der sadduzäischen Partei der Adel und die Priesterschaft an. Gegner aller Neuerungen, lehnten sie religiöses Fortschrittsdenken ab und suchten – wie jedes Establishment – den status quo in jeder Beziehung, auch im geistigen Bereich zu halten. Die Entfaltung der Lehre war ihnen zuwider und nur die wörtlichen Angaben der Bibel galten für sie als verbindlich.

[46] Jesus im Judentum, S. 58.

[47] Op. cit., S. 86.

[48] BEN-CHORIN: Jesus im Judentum, S. 59. Allerdings ist nicht zu übersehen, daß die spitze sprachliche Formulierung, die Jesus verwendet, außergewöhnlich ist und von einem besonderen Vollmachtsbewußtsein zeugt.

[49] Vgl. H. STRACK-P. BILLERBECK: Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch. 5 Bde (1922–56).

Das führte dazu, daß sie die sogenannte Mündliche Lehre, das ist der parallel zum Bibeltext, der Schriftlichen Lehre, laufende Traditionsfluß, nicht anerkannten und das Gesetz wie einen ehernen Block unverändert durch die Generationen tragen wollten. Es mochte, wie KLAUSNER [50] meint, gewisse Vorzüge besitzen. «In allen Fällen, in denen die schriftliche Thora schweigt oder keine ausdrücklichen Vorschriften erläßt, sahen sie völlig von den Erschwerungen der Pharisäer ab und gaben ihren eigenen Tendenzen Raum.» Aber es läßt die an Sicherheit grenzende These zu, die wiederum KLAUSNER so formuliert: «Jesus und seine Jünger, die den breiten Volksschichten und nicht der herrschenden und reichen Klasse entstammen, wurden von den Sadduzäern nur wenig beeinflußt ... Jesus, der galiläische Zimmermann und Sohn eines Zimmermanns, und die einfachen Fischerleute seiner Umgebung haben sich vielleicht mit Rücksicht auf die Notwendigkeiten des Lebens oder aus einer nur oberflächlichen Kenntnis der pharisäischen Lehre über manche Vorschriften hinweggesetzt; aber vom Sadduzäismus waren sie so weit entfernt wie jene aristokratischen Priester vom einfachen Volke. Die bloße Tatsache, daß die Sadduzäer die Auferstehung der Toten leugneten und den messianischen Gedanken nicht weiter entwickelten, muß Jesus und seine Jünger von ihnen ferngehalten haben ...» [51]. In Mt 21,23. 33 nimmt Jesus denn auch ausdrücklich in der Frage der Auferstehung gegen die Sadduzäer Stellung.

Wir kommen nunmehr zum *Prozeß* und zur *Passion*. BEN-CHORIN [52] spricht vom «längsten kurzen Prozeß». Und er fährt fort: «Mit Jesus von Nazareth wurde kurzer Prozeß gemacht. Aber dieser kurze Prozeß erwies sich als der langwierigste der Weltgeschichte. Der Prozeß Jesu ist sicher der größte und folgenreichste Prozeß, wenn es sich auch nur um ein überaus kurzes Verfahren gehandelt hat.» BEN-CHORIN denkt an die schreckliche Leidensgeschichte des jüdischen Volkes, die ihre Ursache in jenem Geschehen besitzt. Immer wieder wurden die Juden des «Gottesmordes» bezichtigt. Aus der problematischen, historisch kaum glaubhaften Selbstverfluchung der aufgeputschten Volksmenge – «sein Blut komme über uns und unsere Kinder» (Mt 27,25) – [53] hat die Kirche die

[50] Op. cit., S. 298.

[51] Op. cit., S. 299.

[52] Bruder Jesus, S. 191.

[53] BEN-CHORIN, ib. S. 208, hält die Selbstverfluchung «für möglich, obwohl die Formulierung ungewöhnlich ist». Er erinnert dabei an 2 Sam 1,16. Es will uns scheinen, daß aus dieser Stelle für eine präsumtive Selbstverfluchung kein Nachweis möglich ist. Davids Wort: «Dein Blut über dein Haupt», nennt die Strafe für einen

Berechtigung hergeleitet, die Juden erbarmungslos zu vernichten. Dabei hat Jesus selbst allen, die an seiner Kreuzigung teilnahmen, verziehen. Lukas (23,34) überliefert Jesu Gebetsworte: «Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!» [54] BEN-CHORIN schreibt sehr zutreffend: «Theologisch gesehen, wird die Selbstverfluchung des Volkes, wenn sie jemals geschehen ist, durch das Gebet Jesu am Kreuze ... aufgehoben; aufgehoben im doppelten Sinne der Annullierung der Rechtskräftigkeit und der Erhebung zum Gebet... Selbst wenn aber tatsächlich einige wilde Schreier oder von der Clique des Hohenpriesters abhängige und bezahlte Kreaturen einen solchen Schrei ausgestoßen haben sollten, könnte dieser Ausbruch des organisierten Volkszornes noch nicht einmal den Juden Jerusalems in toto und den Festpilgern aus dem übrigen Lande und der Diaspora zur Last gelegt werden, noch weniger der Masse der Juden im übrigen Lande, die von den Vorgängen nicht die geringste Ahnung hatten, bestimmt nicht den Gemeinden von Alexandrien bis Rom, und am allerwenigsten den Juden späterer Generationen [55]. Und doch hat hier die Kirche eine Kollektivschuld konstruiert und aus ihr Jahrhunderte lang einen Rechtstitel zur Diskriminierung der Juden, ja zu ihrer Vertreibung und teilweisen Vernichtung abgeleitet. Ob diese verhängnisvolle Selbstverfluchung jemals erfolgt ist, kann nicht mehr festgestellt werden, daß sie aber wirksam wurde, ist um so deutlicher zu erweisen. Primär zeigt sich hier, daß die Kirche Christi das Gebot der Feindesliebe niemals wirklich vernommen hat» [56]. Von jüdischer Seite anerkennt man daher die am letzten Vatikanischen Konzil nicht ohne innere Widerstände angenommene Judenerklärung, die Israel von der Anklage des «Gottesmordes» freispricht und damit auch die quasi neutestamentlich fundierte Verfolgungstendenz ächtet. Wie ergreifend ist das kurz vor seinem Tode am 3. Juni 1963 von Papst Johannes XXIII. verfaßte Bußgebet: «Wir erkennen nun, daß viele, viele Jahrhunderte der Blindheit unsere Augen bedeckt haben, so daß wir die Schönheit Deines auserwählten Volkes nicht mehr sehen und in seinem Gesicht nicht mehr die Züge unseres erstgeborenen Bruders wiedererkennen. Wir er-

begangenen Mord und steht in keinem Zusammenhang mit einer vom Täter zuvor ausgesprochenen Fluchformel.

[54] Vgl. auch KARL HERMANN SCHELKLE: Die «Selbstverfluchung» Israels nach Matthäus 27, 23–25. In: Freiburger Rundbrief (1966), S. 52 ff.

[55] Vgl. die entsprechenden Überlegungen von Augustin Kardinal Bea (zit. bei LAPIDE, S. 32).

[56] Ib. S. 209.

kennen, daß das Kainszeichen auf unserer Stirn steht. Jahrhunderte lang hat Abel darniedergelegen in Blut und Tränen, weil wir Deine Liebe vergaßen. Vergib uns die Verfluchung, die wir zu Unrecht aussprachen über den Namen der Juden. Vergib uns, daß wir Dich in ihrem Fleische zum zweitenmal kreuzigten. Denn wir wußten nicht, was wir taten ...» [57].

Der Prozeß Jesu kann in vier Phasen unterteilt werden: 1. Voruntersuchung durch Hannas, 2. nächtlicher Vorprozeß unter Kaiphas, 3. Vollsitzung des Synhedrions, 4. Vorführung vor Pontius Pilatus [58]. Die Frage, welche Leute im Synhedrion, der obersten Gerichtsbehörde saßen, ist von jüdischen Gelehrten des öfteren aufgeworfen worden. Während KLAUSNER der Ansicht ist, das Synhedrion habe «in der Hauptsache aus Sadduzäern» bestanden, weil nach pharisäischer Tradition, die die Sadduzäer nicht akzeptierten, über Kriminalsachen nur am *Tage* verhandelt werden durfte [59], setzt BEN-CHORIN stillschweigend eine pharisäische Zusammensetzung voraus. In einem interessanten Artikel über den Prozeß hat der israelische Oberrichter HAIM H. COHN [60] die Vermutung ausgesprochen, das nächtliche Verhör unter Kaiphas habe dazu gedient, Jesus zu der Rücknahme der Selbstproklamation als «König der Juden» zu bewegen. COHN sagt: «Nothing could have been further from their intentions, or more harmful to their purpose, than to arouse the discontent and disaffection of the people by lending a hand in the execution by the Romans of one in their midst; whereas any action on their part to prevent such execution would, if successful, have been likely to arouse popular applause and to reinstate the Sanhedrin in the eyes of the people as their natural and legitimate leaders.» Nichts konnte nach COHN dem Rat, der beim Volk der Zusammenarbeit mit den römischen Usurpatoren verdächtigt und zum anderen durch die Römer in seiner Handlungsfreiheit eingeschränkt war, unerwünschter sein, als die Verurteilung eines beim Volke beliebten Mannes, der zugleich ein Pharisäer, also ein Parteigänger des Synhedrions selbst war. Durch die Bewahrung Jesu vor dem Tode hätte das Synhedrion seine Position in den Augen des Volkes gefestigt und wäre als dessen Repräsentant hervor-

[57] Wie sich der christliche Religionsunterricht in der Praxis angesichts dieser Hinwendung zur Humanität verhalten sollte, haben eindrücklich J. F. KONRAD und PINCHAS E. LAPIDE gezeigt (in: Judentum im christl. Religionsunterricht, Schriften der evang. Akad. in Hessen u. Nassau, Heft 93, 1972).

[58] BEN-CHORIN, ib. S. 195 ff.

[59] Op. cit., S. 471.

[60] Reflections on the Trial and Death of Jesus, (1967), S. 24.

getreten. Mit Vehemenz attackiert der Gelehrte die irrige Ansicht, Pilatus sei ein Unschuldslamm gewesen. Er war ein «unbeweglicher, grausamer und böser Mensch» (so PHILO von Alexandrien) [61], der unbewaffnete jüdische Pilger und auch Samaritaner niedermetzeln ließ. Die Reinwaschung des Pilatus wurzelt im neutestamentlichen Bestreben, die Römer zu entlasten und den Juden alle Schuld am Tode Jesu in die Schuhe zu schieben. Tatsächlich ist aber Jesus durch die Römer gekreuzigt worden – durch eine Todesart, die als die grausamste der ganzen Antike zu gelten hat [62] – und nicht etwa, weil er in religiöser Hinsicht Anstoß erweckt haben mochte, sondern weil er politisch gefährlich werden konnte. Nach damaligem Brauch pflegte man über dem Kopf des Hingerichteten den Titulus anzubringen, eine Tafel mit kurzer Urteilsbegründung. Bei Jesu Kreuz stand INRI, Jesus Nazarenus *Rex Iudaeorum*. Die Römer haben also Jesus als jüdischen Kronprätendenten verurteilt, wie auch danach die römischen Soldaten Jesus als König der Juden verspottet haben.

Man muß sich freilich fragen, aus welchem Grund Jesus bei den *jüdischen* Behörden auf Feindschaft gestoßen war. KLAUSNER [63] und DUBNOW [64] denken an den Anklagepunkt der Gotteslästerung, die durch die angemaßte Messianität erfüllt gewesen sei. BEN-CHORIN [65] nennt die drei Anklagepunkte: Tempelschändung (nach Mk 14,57–58), Steuerverweigerung gegenüber der kaiserlichen Regierung (nach Lk 23,2) und ebenfalls die Messianität (Lk 22,66–68). J. KAUFMANN [66] hält falsches Prophetentum (vgl. Dt 18,20–22) und Gotteslästerung [67] als Motive zur Anklageerhebung. Wir meinen mit PAUL WINTER [68], daß die Frage, warum die Autoritäten offizielle Schritte gegen Jesus unternahmen, nicht mit Sicherheit beantwortet werden kann. Haben die Juden nicht gerade zur Zeit der römischen Unterdrückung sehnsüchtig auf die Ankunft des

[61] Bei BEN-CHORIN: Bruder Jesus, S. 194.

[62] Vgl. E. STAUFFER: Jerusalem und Rom, (1957), S. 127. Er zitiert Cicero: der Kreuzestod ist die «grausamste und fürchterlichste Todesstrafe».

[63] Op. cit., S. 474.

[64] II, S. 535.

[65] Bruder Jesus, S. 196 f.

[66] Op. cit., S. 391.

[67] Vgl. dazu die Argumente von LAPIDE (S. 34), nach denen Jesus keine Gotteslästerung begangen hat. Hätte er sich ihrer schuldig gemacht, so wäre er zudem nach jüdischem Recht *nicht* durch menschliche Richter getötet worden. (Die Strafe war: Geißelung oder Ausrottung durch Gottes Hand.) LAPIDE folgert daraus: «*Römisches* Recht gelangte zur Anwendung ...»

[68] On the Trial of Jesus, 1961, S. 138.

Messias gewartet? Wenn sich Jesus als Messias sah, so hätte dies großen Jubel auslösen müssen, vorausgesetzt, daß er den Frieden und die Tilgung der römischen Herrschaft herbeigeführt hätte. Die Juden hatten wahrlich keinen Grund, einen präsumtiven Erlöser zu töten. Auch der Tatbestand der Gotteslästerung ist an den Haaren herbeigezogen. Wenn Jesus wirklich der Messias war, so entsprach sein verklausuliertes Reden vom «Sitzen zur Rechten Gottes» und sein Herabfahren aus den Wolken dem mythischen Bild des Danielbuches. Wir können daher nicht umhin, eine Gewißheit in der Frage des Beschuldigungsinhalts zu bestreiten, und sind der Ansicht, daß in den Schriften des Neuen Testaments die jüdischen Behörden bewußt einer Schuld bezichtigt werden, die sie gar nicht auf sich geladen haben [69].

Wie dem sei, mit Jesu Tod endet das jüdische Jesus-Bild. Ben-Chorin hält fest [70]: «Der Auferstehungsmythos, die Erscheinungen des Auferstandenen in Emmaus, Galiläa und in Jerusalem sowie die Himmelfahrt werden wiederum aus dem jüdischen Jesusbild eliminiert. Das jüdische Jesus-Bild kennt also weder Weihnachten, die Krippe und den Stern von Bethlehem, noch Ostern, das offene Grab und den Auferstandenen. Das jüdische Jesus-Bild ist das menschlich-allzumenschliche Bildnis eines tragischen Genies; eines zutiefst jüdischen Menschen.» Hier beginnt der christliche Glaube, mit dem Jesus selbst nach jüdischer Auffassung nur indirekt etwas zu tun hat. Jesus ist bis zu seinem Tode Jude gewesen und geblieben. Er hat eine jüdische Hoffnung, die Hoffnung auf das messianische Friedensreich, zu erfüllen versucht, aber er hat nicht im mindesten einen neuen Glauben, der mit wesentlichen Ideen des Judentums gebrochen hat, begründen wollen. Er ist Hauptgegenstand christlicher Glaubensweise, aber nicht deren Initiant. Der Jude, der sich mit Jesus beschäftigt, kann sich vollkommen in seine Gedanken und Absichten hineinleben. Christliche, d. h. paulinische, nachjesuanische Theologie hingegen wird er mit der tiefen Achtung vor dem Glauben des Mitmenschen respektieren, doch nie nachvollziehen können. Leo Baeck hat ein sehr wichtiges kleines Buch geschrieben: Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte (1938). Der Titel ist symptomatisch für das gewandelte jüdische Jesus-Verständnis. Über die Verkündigung des Paulus finden sich die folgenden prägnanten Worte [71]: «Nicht die Lehre Jesu, sondern eine Lehre von ihm, nicht der Glaube, den

[69] Vgl. Lapide, S. 36–41.
[70] Jesus im Judentum, S. 43.
[71] S. 39.

er in sich getragen und der aus ihm zu seinen Jüngern strahlte, sondern der Glaube *an* ihn hat hier den Platz ... [72]» Mit aller Deutlichkeit präzisiert er die Unterschiede zwischen Judentum und Christentum in seinem Vortrag «Judentum, Christentum und Islam» (1956): «Im Judentum ist Gott der offenbarende Gott, im Christentum ist er der offenbarte Gott. Was will das bedeuten?

Für Paulus hat in Jesus Gott sich offenbart, er ist Gott, der zur Erde niedergekommen ist ... Das Judentum sagt, Gott ist der offenbarende Gott, das ewige Geheimnis, das alles trägt. Und hieraus ergibt sich der zweite Unterschied: Paulus und die, die nach ihm kamen, sagen: Das, was Gott offenbart, ist die Erlösung, die Gnade. Das Judentum sagt, Gott offenbart Gebot und Gnade. Kein Gebot ohne die Gnade, keine Gnade ohne das Gebot ... Daraus ergibt sich der dritte Unterschied: Im Judentum entscheidet sich der Mensch für Gott. Man könnte sagen, er wählt Gott. Im Christentum ist es umgekehrt: Gott wählt einige Menschen aus, er erwählt einige Menschen in der sogenannten Prädestination ... Und so kann man diesen Unterschied auch in zwei Worte fassen: Im Christentum ist das Entscheidende Erlösung, im Judentum ist das Entscheidende Versöhnung .... Im Christentum ist der Platz das Entscheidende und im Judentum der Weg» [73].

Ben-Chorin [74] hat für die Charakterisierung des Trennenden und Vereinigenden von Judentum und Christentum die folgende berühmte Wendung gefunden: «Der Glaube Jesu eint uns – aber der Glaube an Jesus trennt uns.»

Wir dürfen festhalten: Trotz allem Trennenden gibt es sehr viel mehr, das Juden und Christen verbindet: dieselbe Glaubensgrundlage in den Schriften der hebräischen Bibel, viele Gebete und Feiertage und die Struktur des Gottesdienstes überhaupt. Zweitausend Jahre lang ist das Andersartige der beiden Religionen überbetont worden. Es liegt im Interesse eines ehrlichen Dialogs, bei dem nicht missioniert, sondern der Partner als gleichberechtigt angesehen wird, endlich das Gleiche, den selben Wurzelgrund zu entdecken. Die Furcht, es könnte zu einem jüdisch-christlichen Synkretismus kommen, die der orthodoxe Rabbiner

[72] Vgl. dazu Bubers Unterscheidung von emuna und pistis, in: «Zwei Glaubensweisen» (Werke, I). Auch für Buber steht Jesu Lehre (und jene des Urchristentums, das man eig. «Urjudentum» nennen sollte!) in einem scharfen Gegensatz zu den Intentionen des Paulus.

[73] S. 10–13.

[74] Jesus im Judentum, S. 67.

JOSY EISENBERG einmal geäußert hat [75]), scheint uns dabei völlig unbegründet. Es geht nicht um einen Synkretismus, sondern um ein wirkliches und echtes Gespräch, bei dem die eigene Position gefestigt und die andere in wirklicher Partnerschaft ernstgenommen wird.

Fassen wir die Quintessenz unserer Ausführungen zusammen:

1. Jesus ist Jude gewesen und läßt sich als wirklicher Bruder in die Geistes- und Volksgeschichte Israels einfügen.

2. Sein Messianitätsanspruch konnte bei der Gesamtheit des Volkes kein Gehör finden, weil die Welt je und je unerlöst geblieben ist.

3. Sein Kampf gegen Pharisäer ist nicht prinzipieller Natur, – er war vermutlich selbst ein Pharisäer – , sondern wendet sich gegen Auswüchse und Entartungen pharisäischer Lehrer und Lehren. Seine Kritik findet ein Gegenstück in den Kritiken des Talmuds selbst.

4. Der Prozeß gegen Jesus und seine Hinrichtung gehen zu Lasten der Römer, die in ihm einen politischen Aufwiegler, den «König der Juden», gesehen haben. Pilatus ist dabei alles andere als ein Unschuldslamm. Der Anteil der Juden an Jesu Verurteilung ist nicht eruierbar. Keinesfalls darf sie der Gesamtheit Israels angelastet werden. Der Haß gegen die Juden ist zugleich ein Haß gegen Jesus selbst.

5. Das moderne jüdische Jesus-Verständnis holt Jesus ins jüdische Volk zurück, zugleich aber sucht es einer Verwischung der Grenzen zum Christentum entgegenzuwirken. Das gesamte österliche und nachösterliche Geschehen mit allen seinen Implikationen findet keinen Platz im jüdischen Jesus-Bild.

6. Jesus ist eine unübersehbare Gestalt der jüdischen Glaubensgeschichte. Im Kult und Alltag des Judentums wird auf Jesus aber kein Bezug genommen. Das Neue Testament wird als «Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte» (BAECK), nicht jedoch als Glaubensschrift anerkannt.

7. Den verschiedenen Positionen zum Trotz muß mehr denn je der jüdisch-christliche Dialog gefördert werden. Jesus ist gleichsam die Klammer, die Juden und Christen verbindet und sie in gegenseitiger Respektierung das gemeinsame Ziel anvisieren läßt: die Bruderschaft aller Menschen in einer Welt des Friedens und der Sicherheit – im Glauben an Gott und den Sinn unseres Lebens.

[75] Le Monde, Paris, 7. 5. 1966.